

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als
unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der
Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Grunwald.
Verantwortl. Redakteur J. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 25. April 1901.

(Nachdruck verboten.)

Die Freundinnen.

Roman von Clarissa Lohde.

(Fortsetzung.)

„Vor wenigen Jahren war ich hier,“ entgegnete sie, „und schaute von demselben Platz wie heute in den Altarraum hinab. An meiner Seite hatte ich damals die beste Freundin, die mir das Leben gegeben, meine treue Erzieherin Antonie Werner. Ich zählte noch nicht fünfzehn Jahre, war also noch ein halbes Kind mit sehr erregbaren Gefühlen. Deshalb auch wirkte das, was so neu und ergreifend sich hier vor meinen Augen entwickelte, wahrhaft überwältigend auf mich. Ich glaubte in den feierlichen und jubelnden Weisen der Gesänge die Stimmen lobpreisender Engel zu vernehmen, fühlte mich, obwohl einer anderen Konfession angehörig, mit inbegriffen in die große Gemeinde der Andächtigen, theilhaftig der Segnungen des Patriarchen und der durch ihn verkündeten Sündenvergebung. Meine gute Antonie hatte lange damit zu thun, mein allzu erregtes Gefühl zu dämpfen und in das richtige Maß zurückzuführen.“

Walter hatte sehr aufmerksam zugehört.

„Ich kann mir wohl den Eindruck vorstellen, den dieses religiöse Schauspiel auf ein empfängliches Gemüth machen muß. Es war gut, daß Sie eine so klare und verständige Leiterin zur Seite hatten, wie Ihre so oft von Ihnen gerühmte Erzieherin. Antonie Werner hieß sie?“ setzte er fragend hinzu, „mir ist, als habe ich den Namen schon gehört.“

„Gewiß werden Sie ihn gehört haben. Antonie Werner ist ja die innigste Freundin Ihrer Tante, der Frau Präsidentin von Grumbach, und augenblicklich mit derselben auf Reisen.“

Walter suchte die Bewegung zu verbergen, die diese Mittheilung in ihm erregte. War er doch, dem Wunsche des Onkels nachkommend, ganz ohne alle Verbindung mit Helenen geblieben. Dennoch bebte seine Stimme leicht, als er fragte:

„Stehen Sie in Korrespondenz mit Ihrer Erzieherin?“

„Können Sie daran zweifeln?“ war Edithas unbefangene Antwort. „Sie bleibt auch in der Ferne meine treue Beschützerin und Beratherin. Freilich, seit den letzten Monaten bin ich ganz ohne Nachricht von ihr. Aber die Gute bereitete mich in ihrem letzten Schreiben schon darauf vor. Sie liebe nicht, auf Reisen zu korrespondiren, sammle und verarbeite gern die Eindrücke, ehe sie sich über dieselben auslasse. Außerdem gehöre ihre ganze Zeit der leidenden Freundin.“

Walter versank in trübes Sinnen; er verstand die Vorsicht, die Helenens Begleiterin zu solchem Schweigen selbst gegen ihre

Schülerin bewog. Wußte man ihn doch in Rom und wollte selbst den Zufall meiden, der Nachricht von der Geliebten zu ihm tragen könnte. Doch das Schickial war barmherziger als die Menschen, die ihn zu der Dual ungewissen Harenz verurtheilt hatten. Helene litt, litt um seinetwillen, wie er um sie litt. Mußte da nicht jede Rücksicht weichen, mußte er nicht wenigstens den Versuch machen, ihr Trost zu spenden, den Trost, daß er in Treue und Liebe ihrer gedachte, daß er nur des Augenblicks harre, wo sie frei sei, um vor aller Welt als ihr Freund und Beschützer hervorzutreten? Was er so lange noch als ein Unrecht, als einen Vertrauensbruch gegen den Mann, dem er soviel verdankte, seinen Oheim, von sich gewiesen hatte, das erschien ihm jetzt als Pflicht. Doch verdüsternd tauchte zugleich die Sorge in ihm auf: Wo sie suchen, sie finden?

Währenddessen nahm die heilige Handlung ihren Anfang. Vom Chor intonirte eine herrliche Tenorstimme den Gesang der Lamentatio des Sotti. Von zwei Ministranten geleitet, betritt der Patriarch den abgeschlossenen Raum vor dem Hochaltar. Ein rothseidenes Gewand, dessen Schleppe Chorknaben tragen, umhüllt die hohe, majestätische Gestalt des Kirchenfürsten, dessen sanft geneigtes, ehrwürdiges Haupt von bemerkenswerther Schönheit ist. Auf erhöhtem Thronsitze, gegenüber der Empore mit den Fremden, nimmt er Platz, zu beiden Seiten reihen sich die Weihbischöfe in ihren golddurchwirkten Festgewändern und verharren dort regungslos gleich Bildern von Erz. Chorknaben, brennende Kerzen in den Händen, knien auf den Stufen des Thronsitzes. Nun beginnt die feierliche Einkleidung des Patriarchen. Jedes Stück der prächtigen Gewänder wird geweiht, ehe man den in stiller und doch demüthiger Würde sie Empfangenden damit schmückt. Endlich sind auch die kostbaren, mit edlen Steinen verzierten Schuhe angelegt; man bringt in goldener Schüssel das Handwasser. Zwei Chorknaben halten knieend diese Schüssel, zwei andere leuchten der Handwaschung. Das sanft geneigte Haupt des Patriarchen wird mild dabei bestrahlt, es sieht ernst, feierlich aus, wie erfüllt von der Größe und Erhabenheit der dem Verkünder der frohen Gottesbotschaft gewordenen Mission. Jetzt zieht er die goldblitzenden, juwelenfunkelnden Handschuhe über die Hände, die Tiara wird ihm aufs Haupt gesetzt, das er nun hoch und frei erhebt. Vom Throne niedersteigend, schreitet er zum Altare, das heilige Messopfer zu beginnen. Da braust vom Chore ein Jubelhymnus durch die weiten Hallen der Kirchen, die Andächtigen sinken in die Kniee, der Patriarch, von dem flimmernden Glanze zahlloser in dem goldenen Antependium sich spiegelnder Kerzen bestrahlt, wendet sich um und erhebt die Monstranz gegen die Gläubigen.

Editha legte einen Augenblick wie geblendet die Hand über die Augen, von dem Sitze aber der Verschleierte wurde ein leiser Seufzer vernehmbar; ihr Haupt neigte sich noch tiefer hinab, ob im Gebet, ob überrieselt von heimlichen Thränen?

Edithas Stiefvater, der Maler Ortmann, wandte seinen blonden, wohlgeformten Kopf mit dem röthlichen Vollbart und dem gutmüthigen Ausdruck der kräftigen Züge nach der Unbekannten hin, ihre Haltung, die schönen Formen ihrer Gestalt interessirten sein Künstlerauge.

„Ein Bild, das ich festhalten möchte,“ flüsterte er dem neben ihm sitzenden Legationsrath von Eickstetten zu. „Welche Anmuth selbst in der verhüllten Gestalt! Das muß eine Schönheit sein.“

Der Legationsrath, vornehm gemessen und immer verbindlich gegen jedermann, lächelte beifällig.

„Mir ist die Dame auch schon aufgefallen, obgleich es mir nicht vergönnt ist, mit Ihrem geübten Blicke trotz der Verhüllung das Schöne so sicher zu erkennen.“

Die beiden älteren Damen vor ihnen hatten diese kurze Unterhaltung gehört; auch sie schauten jetzt neugierig nach der Verhüllten hinüber; Cornelia setzte ihr goldenes Pincenez auf, die andere, schon etwas verblichene und stark geschminkte, aber doch noch immer schöne Frau verzog ein wenig spöttisch den Mund.

„Trauen Sie nicht eines Malers allzu lebhafter Phantasie!“ rief sie scherzend dem Legationsrath zu. „Seine Schönheit mag eine jener Abenteuer suchenden Venezianerinnen sein, welche ja bekanntlich die Kirche gerne wählen sollen, um ihre geheimnißvollen Netze für empfängliche Gemüther auszuspannen.“

„Pst, pst!“ machte Ortmann warnend. „Sprich nicht so laut, Virginia! Die Dame könnte eine Landsmännin sein und uns verstehen.“

Virginia lachte und schüttelte ungläubig den Kopf. In der That deutete keine Bewegung der Fremden an, daß sie etwas von dem Gespräche vernommen habe.

Walter legte den Mantel um Edithas Schulter und bot ihr seine Hand, sie über die etwas dunkle von der Empore hinunterführende Treppe zu geleiten.

Die andern waren schon vorangegangen, nach ihnen verließ nur noch die Fremde die Empore. Sie harrte in der Thüre, bis die Schritte unten verhallten, dann eilte sie hastigen Schrittes die Treppe hinab, durch die schon fast leer gewordene Kirche dem Ausgange zu. Auf den zum Markusplatz führenden Marmorstufen blieb sie aufathmend stehen und schlug den Schleier zurück. Der Mond stieg eben sanft glänzend über den Lagunen empor; er beleuchtete ein schönes, thränenbenetztes Frauenantlitz: es war das Helenens.

VII.

In einem der großen Paläste am Canal grande bewohnte Ortmann eine Reihe von Zimmern, die er mit allem in Venedig zu Gebote stehenden Komfort möglichst behaglich eingerichtet hatte. Ortmann liebte einen gewissen Luxus und war an ihn gewöhnt. Früh selbständig, da er die Eltern schon als Knabe verlor, war er in den Besitz eines kleinen Vermögens gelangt, das gerade ausreichte, ihm während der Studienzeit eine sorgenlose und angenehme Existenz zu sichern. Später wurde er vom Glücke besonders begünstigt. Seine ersten Gemälde schon fanden Anerkennung und auch Käufer.

Rasch gewann er einen Künstlerruf, der ihm mehr Bestellungen zuführte, als er ausführen konnte. Dabei einer jener urkräftigen, echt germanischen Gestalten, von heiterem Temperament, ohne viel Strupel das Leben genießend, und doch von einer gewissen Genialität über das Gemeine erhaben, war er ein gern gesehener Gast in den Kreisen der norddeutschen Residenz. Da trat ihm das Verhängniß in der Gestalt eines schönen, glänzenden Weibes entgegen. Herr von Nürnberg selbst führte den jungen Mann, den er auf einem der von übermüthigster Laune erfüllten Künstlerfeste kennen gelernt hatte, in sein Haus. Frau Virginia von Nürnberg war damals keine ganz junge Frau mehr; sie hatte die Mitte der dreißig überschritten, und ihr ältester Sohn zählte bereits achtzehn Jahre. Dennoch gehörte sie noch zu den schönsten und gefeiertsten Damen ihres Kreises. Die Gesellschaften in dem reichen Nürnbergschen Hause galten für die glänzendsten und gesuchtesten der Residenz. Man drängte sich zu

denselben und hielt es für einen besonderen Vorzug, dort eingeführt zu sein. Beide Ehegatten waren Weltleute, lebenswürdige und angenehme Wirthe, die mehr der Geselligkeit als sich selbst lebten. Frau Virginia, einer vornehmen aber vermögenslosen Familie entsprossen, konnte sich in dem wahrhaft fürstlichen Reichthum des Gatten, der wiederum mit Stolz auf seine schöne, durch gesellschaftliche Talente glänzende Gattin sah. Natürlich nahm die Zärtlichkeit im Laufe der Jahre ein wenig ab, man wurde kühler gegen einander, jeder fing nach und nach an, seinen eigenen Weg zu gehen. Dessen ungeachtet begegnete man sich stets mit Rücksicht und Freundlichkeit. Differenzen wurden, so oft auch Grund dazu vorhanden sein mochte, mit Anstand vermieden. Während Herr von Nürnberg den noblen Passionen, der Jagd, dem Sport und anderen Vergnügungen nachging, entschädigte sich seine Gemalin am Reiz geselliger Unterhaltungen, die ihr Gelegenheit gaben, ihre eigenen Talente zu zeigen und den Tribut der Bewunderung von zahlreichen, gleich einem Kometschweif ihr folgenden Verehrern zu empfangen. Man wußte, daß Frau von Nürnberg für Huldigungen nicht unempfindlich war, fand aber nichts daran auszuweisen, bis aus dem nebelhaften Kometschweif ein bestimmter Kern in der Person des jungen, viel gekannten und viel umschwärmten Malers Ortmann hervortrat. Er selbst vermochte nicht zu verbergen, wie überwältigend die Schönheit der gefeierten Frau auf ihn wirkte, sie aber zeichnete ihn aus mit jener souveränen Gleichgiltigkeit gegen das Urtheil der sie umgebenden Welt, wie sie verwöhnten Frauen eigen ist. So lange indessen Herr von Nürnberg nichts zu bemerken für nöthig fand, glaubte auch die Gesellschaft ein Auge zudrücken zu müssen; ja, schien es doch eine Zeit lang, als verbinde eine besonders enge Freundschaft den Anbeter mit dem Gatten der schönen Virginia. Oft wenigstens sah man Herrn von Nürnberg mit dem Maler Arm in Arm während der Bälle und Soireen durch die Säle wandeln, sah sie zusammen in den Museen und Kunstausstellungen der Stadt. Niemand hatte demnach ein Recht, über die immer feuriger und deutlicher werdenden Blicke zwischen Frau von Nürnberg und dem jungen Maler sich aufzuhalten, es auffällig zu finden, wenn beide oft aus dem Geräusche der Gesellschaft in eine stille Ecke flüchteten, um heimlich vertraute Worte zu wechseln, oder Besucher von der Thür des Hauses zurückgewiesen wurden, wenn man genau wußte, die Herrin habe einen willkommenen Gast in ihrem Boudoir. Doch keine vornehme Bewahrung des Scheins vermag für immer den Bruch in einer Ehe zu verdecken, sobald derselbe innerlich schon vollzogen ist. Auch der friedfertigste Ehemann verliert einmal die Geduld. So erging es auch Herrn von Nürnberg. Mit verhüllendem Schleier wurde die Wahrheit bedeckt, bis die Welt diesen Schleier fortzuziehen begann; aber auch dann hätte der vor jedem Eklat zurückschreckende Gatte noch alles verziehen, wenn die Ungetreue gesonnen gewesen wäre, mit ihrer Passion für den Maler zu brechen. Hatte doch auch Herr von Nürnberg der Bewahrung des Scheines manches Opfer gebracht, er glaubte ein gleiches von seiner Gattin, der Mutter seiner Kinder, fordern zu können. Das leidenschaftliche Weib jedoch war anderer Meinung. All ihr Denken und Wünschen ging auf in der Liebe zu dem ihr ergebenen Jüngling, in dem Verlangen, für immer sein Leben an das ihre zu fesseln. Niemals gewöhnt, sich einen Wunsch zu versagen, ihren Begierden Zügel anzulegen, trotzte sie offen dem Gatten. Das war zu viel, auch für die Gelassenheit Herrn von Nürnberg. Eines Tages erzählte man sich mit einiger Verwunderung, die schöne, blühende Frau von Nürnberg sei plötzlich so leidend geworden, daß der Arzt sie nach dem Süden geschickt habe, wohin sie mit ihrer Tochter Editha und deren Erzieherin auch bereits abgereist sei. Wiederum brach aber Herr von Nürnberg dem Gerüde und allen Vermuthungen die Spitze ab, indem er selbst in seiner jovialen Weise über die nervösen Frauen scherzte, die ab und zu immer der Luftveränderung bedurften, und den Mann dadurch in die Lage versetzten, das lang entwöhnte Garçonleben aufs neue zu beginnen. Zur Verkürzung seines Strohmitwerthums reiste er darauf mit seinen beiden

Söhnen nach Paris und London, Geschäftsreisen, wie er sagte, die ihn aber länger als ein Jahr von der Residenz fern hielten. Nach seiner Rückkehr öffnete er sein der Verwaltung einer älteren verwandten Dame übergebenes Haus von neuem seinen Freunden zu opulenten Dinern und Soupers, die schöne Herrin aber führte kein Aufzug des Südens wieder zurück. Da brachte ein aus Rom zurückgekehrtes Glied des Gesellschaftskreises Licht in das Dunkel durch die Kunde, daß Frau von Nürnberg in der ewigen Stadt mit dem Maler Ortmann Arm in Arm gehend gesehen worden sei. Nun war nichts mehr zu verbergen; jedermann hielt es für Recht und Pflicht, seine Indignation über das Verhalten einer Frau auszusprechen, der man so lange lobpreisend gehuldigt, und die sich so unwürdig gezeigt hatte. Man bedauerte die Kinder, besonders die arme Editha, welche die leichtfertige Mutter mit in das moralische Verderben zog, beklagte den verlassenem Gatten, der seinerseits sich durchaus nicht beklagen lassen wollte, sondern als echter Lebemann der Welt zu beweisen sich bestrebte, daß er das Vergangene vergessen habe und auch von andern vergessen zu sehen wünschte. — Einige Monate darauf brachten die Zeitungen die Nachricht von der erfolgten Vermählung Ortmanns mit Frau von Nürnberg. Alles blickte jetzt mit doppeltem Interesse auf den Millionär, man hoffte, auch er werde sich von neuem in Hymens Bande schlagen lassen, um seinem verödeten Heim wieder neuen Reiz zu verleihen, ja man sprach von dieser und jener jugendlichen Schönen, die nicht abgeneigt sei, dem noch immer ansehnlichen und liebenswürdigen Manne die Hand zu reichen. Da plötzlich erkrankte Herr von Nürnberg und war in wenigen Wochen eine Leiche. Die Trauerkunde erregte allgemeinen Schrecken in der Residenz.

Ein Mann von 50 Jahren in voller Lebenskraft mitten aus einem Dasein gerissen, das ihm noch tausendfache Genuße gewährte. Wieder richteten sich anlagend aller Blicke auf die ferne Frau, bedauernd auf die zurückgelassenen Kinder, besonders aber wieder auf Editha, deren Schicksal die mitleidigen Seelen vor allem beunruhigte. Wie würde das Testament des Verstorbenen lauten, was hatte er in betreff der ihm entrißnen Tochter verfügt? — Indessen die Unruhe erwies sich sehr bald als eine unnöthige. Herr von Nürnberg hatte in seiner Abneigung gegen alle unangenehmen Aufregungen, alle Störungen des Gleichmaßes im Leben sich in durchaus friedlicher Weise von seiner Gattin getrennt. Nach beiderseitigem Uebereinkommen war Editha der Mutter überlassen worden, während dem Vater die Söhne verblieben. Editha erhielt demnach nicht allein ihren unverfüzten Antheil an dem väterlichen Vermögen, sondern selbst der treulosen Frau hatte der allzu gütige Gatte eine ansehnliche Summe vermacht. Neues allgemeines Verwundern und Staunen; welcher geheime Grund lag dieser Großmuth zu Grunde, die niemand begreifen konnte? — Wog sich in dieser Ehe doch am Ende Schuld gegen Schuld ab? — In Wahrheit war Herr von Nürnberg allerdings durch die gerechte Erwägung zu der vielbesprochenen Testamentsklausel bewogen worden, daß in einem besser geleiteten, weniger sorglos dem Luxus und Genuße ausgelegten Leben seine schöne, junge Gattin sich wohl anders und gedeihlicher hätte entwickeln können. Manche Verfümmelung an Liebe, manche eigene Verschuldung, die ihm erst jetzt zum Bewußtsein kam, als ihm das gar zu wenig gehütete Kleinod verloren ging, stimmten ihn weich und verzeihend gegen die einst geliebte Frau. Doch des Verstorbenen Großmuth verfehlte ihren Zweck. Der Maler Ortmann, der, von den Reizen der Liebe umspunnen, es zuletzt für eine Ehrenpflicht gehalten hatte, die Frau, die um seinetwillen Gatten, Familie, Reichthum und Wohlleben aufgab, an seinen Herd zu führen, war gleichwohl zu stolz, von dem von ihr verlassenem Gatten ein Gnadengeschenk, wenn auch nach dessen Tode, anzunehmen. Die Liebe, die stark genug gewesen war für ihn, mit der ganzen Vergangenheit zu brechen, alle Bande zu lösen, mußte nach seiner Meinung auch stark genug sein, sich in einfacheren Verhältnissen des Lebens, wie er sie zu bieten vermochte, zurecht zu finden. Im Namen seiner Frau wies er das von dem Verstorbenen ihr ausge-

setzte Kapital zurück; dagegen nahm er als Bevollmächtigter und Vormund der Tochter deren Erbtheil in Empfang. Die Söhne und Erben zeigten dem Gatten ihrer Mutter eine stolze Zurückhaltung; sie machten Editha brieflich den Antrag, sich unter den Schutz der alten Verwandten zu stellen, die das Hauswesen leitete und fortan an ihrer Seite zu leben. Editha lehnte dieses Anerbieten freundlich, aber entschieden ab. Vielleicht hätte sie zur Zeit der Trennung der Eltern, wenn sie gefragt worden wäre, sich dafür entschieden, im Vaterhause zu bleiben; jetzt habe sie Dankespflichten gegen den Stiefvater, der ihr ein neues, freundliches Heim gegeben; sie vertraue unbedingt seiner Güte, Einsicht und Rechtschaffenheit und glaube ihre Zukunft in keine bessere Hand legen zu können, als in die seine. Damit verlor Editha in den Augen der hauptstädtischen Gesellschaft alles Anrecht auf weitere Theilnahme, die das Unglück ihrer Jugend bei Bekannten und Freunden des Nürnbergschen Hauses erweckt hatte. Man gab sie auf als ein verlorenes Kind der heimischen Kreise und prophezeite achselzuckend, daß sie und ihr schönes Vermögen aller Wahrscheinlichkeit nach dereinst die Beute eines Abenteurers werden würde, wenn es nicht vorher schon durch den Leichtsinns und die Verschwendungssucht der Mutter verloren gehen sollte. Dieses Geschwätz in der heimischen Residenz kümmerte zwar die Ortmanns in Rom gar wenig; dennoch trug der Reichthum, der Editha zugefallen war, nicht zur Erhöhung des häuslichen Glückes und Friedens bei; er stellte Mutter und Tochter, deren Naturen an und für sich schon wenig Uebereinstimmendes hatten, gar zu sehr in Gegensatz zu einander. Die an leichtes Ausgeben, an jeden Luxus in Kleidung und Schmuck gewöhnte Mutter mußte zu rechnen anfangen, wo die Tochter nur zu bestimmen, zu wählen, zu wünschen hatte. Zwar nahm Ortmann auf Edithas Bitten von den Zinsen ihres Vermögens dasselbe ansehnliche Jahrgeld, das auch der verstorbene Vater bisher für sie gezahlt hatte; aber er forderte entschieden, daß es dabei bliebe, und seine Frau keine weiteren Ansprüche an die Kasse ihrer Tochter stellte. Frau Virginia, die sehr gegen ihren Willen die Erbschaft des geschiedenen Gatten zurückgewiesen hatte, mußte sich mit Widerwillen auch dieser Bestimmung fügen. War es ihr doch nur zu bald klar geworden, daß sie in der Glut der aufflammenden Liebe für den jungen feurigen Künstler sich über den Grund seiner Natur getäuscht hatte. Ortmann gehörte nicht, wie der verstorbene Nürnberg, zu jenen Lebemannern, die an ihre Frauen keine andere Forderung stellen, als die heitere und liebenswürdige Gesellschafterin zu sein, welche die Trübsal und jeden Mißton der Schwelle des Hauses fern zu halten weiß. Er wollte in der Gattin in Wahrheit eine Lebensgenossin besitzen, die Freud und Leid, Noth und Glück redlich mit ihm theile. Hatte er sich auch in jugendlichem Unbedacht zu der Leidenschaft für eine verheiratete Frau hinreißen lassen, so war er jetzt, wo er das Schicksal dieser Frau und ihres unschuldigen Kindes in Händen hielt, ganz durchdrungen von den Verpflichtungen, durch treue Sorge und Hingabe seiner selbst die begangene Schuld zu sühnen. Leider kam Frau Virginia dieser ehrlichen Absicht wenig entgegen. Um ein bedeutendes älter als ihr Mann; kämpfte sie mit allen Kräften gegen seine Herrschaft, und auch jetzt, obwohl scheinbar sich unterordnend, hegte sie doch noch immer die geheime Hoffnung, endlich den Sieg davonzutragen.

VIII.

In einem großen zum Maleratelier umgewandelten Saale der Ortmannschen Wohnung stand der Weihnachtstisch mit dem im hellsten Lichterschmuck blühenden Christbaum. Die Bescherung hatte in deutscher Weise stattgefunden und jeder der Gäste ein kleines Angebinde erhalten. Jetzt theilte sich die Gesellschaft in zwanglose Gruppen. Frau Ortmann und Cornelia nahmen am traulich lodernnden Feuer des großen, prächtig ausgestatteten Kamines Platz, Olga ließ sich von dem Hausherrn die aus Rom mit herübergebrachten Kunstschätze seines Ateliers zeigen, Eugen und der Legationsrath unterhielten sich über die politischen Neuigkeiten aus dem Vaterlande, Editha betrachtete ein Album mit Photographieen Venezianischer

Meisterwerke, eine Weihnachtsgabe der Eltern, und zeigte das interessanteste dem wie immer an ihrer Seite weilenden Walter, dem die Kunstschätze Venedigs zum Theil noch unbekannt waren. Scheinbar theilnehmend lauschte er auf die oft sehr treffenden Bemerkungen und Urtheile des feingebildeten Mädchens, obwohl in Wirklichkeit seine Gedanken ganz wo anders weilten, und er nur zerstreut und ohne Aufmerksamkeit auf die Blätter schaute. Plötzlich indessen nahmen seine Züge einen lebhafteren Ausdruck an; Editha hatte das Bild der heiligen Barbara von Palma vecchio aus der Kirche Santa Maria formosa aufgeschlagen.

„Nicht wahr, ein herrliches Frauenbild,“ rief sie, das größere Interesse Walters dem Eindruck des Bildes zuschreibend, das auch sie besonders liebte, „etwas zu irdisch vielleicht für eine Heilige, aber doch von hinreißender Schönheit, mit Augen, deren verklärter Blick den Himmel offen zu sehen scheint.“

In diesem Augenblick kam Ortman mit Olga an dem Platze Edithas vorbei; er hatte Edithas Bemerkung gehört und trat näher, während Olga, die sich gern fern von Walter hielt, ihren Weg weiter zu den Damen am Kamin fortsetzte.

„Ah, die schöne Heilige!“ rief er in seiner harmlos heiteren Weise und rückte sich in einen Stuhl neben seine Tochter. „Da fällt mir ein, daß ich vor einigen Tagen vor diesem Bilde ein kleines Erlebnis hatte, das ich Dir erzählen möchte, Editha. — Bleiben Sie, Grumbach,“ wandte er sich an Walter, der Miene machte, seinen Platz zu verlassen, „es ist kein Geheimniß, das Ihre Ohren nicht hören dürfen. — Neulich also führt mich mein Weg an der Maria formosa vorbei. Da ich weiß, daß zu dieser Zeit das im ganzen etwas dunkel hängende Bild die beste Beleuchtung hat, trete ich ein, um einen Blick darauf zu werfen. Die Kirche ist fast leer bis auf zwei weibliche Gestalten, von denen die eine im Schatten einer Säule ohne aufzusehen in ihrem Skizzenbuch zeichnet, die andere ganz versunken in den Anblick des Bildes an der Balustrade des Altars lehnt. Sie hat den Schleier zurückgeschlagen, auf ihr Antlitz fällt das helle Licht der Nachmittagssonne, die auch der Heiligen Gestalt so lebensvoll beleuchtet. — Und merkwürdig, mir ist plötzlich, als wäre es die lebendig gewordene Heilige, die da zu ihrem gemalten Bilde hinaufschaut, dasselbe lieblich frauenhafte Oval des Antlitzes, derselbe verklärte und doch schmerzlich sehnsuchtsvolle Blick. Wäre ich abergläubisch, ich hätte ein Kreuz geschlagen und wäre geflohen. So aber als unerschrockener deutscher Maler weiß ich ein besseres Mittel, allen Geisterpuk zu bannen. Ich ziehe mich ins Dunkel zurück, sodaß die beiden vertieften Damen mich für irgend einen frommen Büsser halten müssen, und meiner nicht weiter achten, ziehe mein kleines Skizzenbuch heraus und fixire mit raschem Stift die Züge der Unbekannten. Freilich, wie ich sie mir nachher, heimgekommen, in meinem Zimmer betrachte, da sehe ich doch, wie die Phantasie mit mir gespielt hat. Doch Du sollst selbst urtheilen.“

Er trat zu einem mit Zeichnungen und Mappen bedeckten Tische, Walter und Editha folgten ihm, ersterer in einer nicht zu beschreibenden Aufregung, da auch ihm beim Anblick des Bildes der heiligen Barbara eine Aehnlichkeit aufgefallen war, eine Aehnlichkeit, die sein Blut heißer wallen, sein Herz höher klopfen machte.

Die andern Herren traten jetzt auch heran. „Sie wollten uns Ihren Entwurf zu dem großen historischen Gemälde zeigen, Herr Ortman,“ wandte sich der Legationsrath zu ihm.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Frauen als Forschungsreisende.

Von * * *

Man spricht von einer wissenschaftlichen Eroberung der Erde und deutet damit an, daß die auf die Entschleierung der unbekanntem Räume unseres Planeten gerichtete Thätigkeit einem Kampfe, einem Angriffskriege gleicht. Und in der That erfordert dieses schwere Ringen menschlicher Thatkraft und Intelligenz mit dem zähen Widerstand der Natur, mit dem Widerstand auch der Bewohner mancher Erdgebiete neben vielen anderen Eigenschaften vor allem solche, die wir in der Regel nur beim Manne suchen, der Frau jedoch im allgemeinen nicht zuzuerkennen pflegen: physische Kraft und Willensstärke, harte Rücksichtslosigkeit und aktiven Muth — Eigenschaften, die auch den Krieger, den klug operirenden Feldherrn auszeichnen müssen. Es ist unter diesen Umständen begreiflich, daß die Frau sich nur selten auf dem Felde der Forschung versucht hat, daß die Zahl derjenigen Frauen nur klein ist, die der Wagemuth oder der ideale Drang nach wissenschaftlicher Arbeit hinausgetrieben hat auf den dornenbollen Pfad des Entdeckers.

Allein diese kleine Schar darf um so größere Beachtung beanspruchen, und sie ist ihr in den geographischen und naturwissenschaftlichen Fachkreisen auch stets zu theil geworden. Der Wissenschaft, in diesem Falle der Erds- und Völkerkunde und den naturhistorischen Fächern, ist es gleichgiltig, woher sie neue Thatfachen erhält; sie ist nicht nur international, sondern kennt auch keinen Unterschied der Geschlechter; sie heißt die weiblichen Forschungsreisenden, falls sie es verdienen, als gleichwerthige Mitarbeiter ebenso gern willkommen, wie sie, von jeder Galanterie fern, an deren Leistungen denselben kritischen Maßstab anlegt, wie an die ihrer männlichen Jünger. Es sei hier einiger hervorragender Vertreterinnen aus der Kategorie der weiblichen Forschungsreisenden und ihrer Verdienste gedacht.

Die bekannteste Dame aus älterer Zeit ist die vielgenannte Frau Ida Pfeiffer, eine Wienerin, die noch in ihrem 45. Lebensjahr der Reise drang erfaßte.

Ida Pfeiffers ältere Reisen von 1842 und 1845 betreffen den Orient, sowie Scandinavien und Island; dann unternahm sie zwei Reisen um die Welt, von denen die erste von 1846—1848 sie u. a. nach Brasilien, Chile und Tahiti, die zweite von 1851—54 außer nach Amerika auch nach einigen weniger bekannten Sundainseln führte. Für die letztere Reise genoß sie die Unterstützung der österreichischen Regierung. 1856 endlich suchte Frau Pfeiffer Madagaskar auf, wo sie indessen in Gefangenschaft gerieth und infolge harter Behandlung so schweren Schaden an ihrer Gesundheit nahm, daß sie bereits zwei Jahre später in der Heimat starb. An sich sind ja solche Weltfahrten keineswegs immer gleichbedeutend mit Forschungsreisen, besonders wenn man sich in den ausgetretenen Geleisen hält und lediglich als Tourist beobachtet. Frau Pfeiffers weitverbreitete Reisewerke enthalten jedoch so viel brauchbares ethnographisches Material, namentlich über den malaischen Archipel und Madagaskar, ihre Sammlungen haben dem Wiener naturhistorischen Museum so viel schätzbare Bereicherung gebracht, daß Frau Pfeiffer ihren geachteten Namen als Forschungsreisende sich zu Recht erworben hat. Nach ihrer Heimkehr von der zweiten Weltreise wurden ihre Leistungen durch die Fachkreise dadurch anerkannt, daß die Berliner Gesellschaft für Erdkunde — diese auf Vorschlag Alexander von Humboldts und Karl Ritters — und die Pariser geographische Gesellschaft sie zu ihrem Ehrenmitgliede ernannten. Im übrigen zeugen Ida Pfeiffers Werke von so scharfer und fleißiger Beobachtung, daß sie unter ähnlichen ihrer Art eine ziemlich hohe Stellung einnehmen.

Frau Pfeiffer steht insofern vereinzelt da unter ihren Kolleginnen, als ihre Reisen alle Welttheile umspannen. Werfen wir nun einen Blick auf die einzelnen Forschungsprovinzen unserer Erde,

so finden wir, daß Frauen weder in der Entdeckungsgeschichte des Australkontinents noch — von Island abgesehen — der Polarzonen genannt werden. Daß wir keine unter weiblicher Leitung stehende Polarexpeditionen zu verzeichnen haben können, leuchtet schon allein aus dem Umstande ein, daß hier zumeist das Schiff die Operationsbasis oder das Operationsmittel abgegeben hat, Damen aber im Seefahrerberuf noch nicht vertreten waren. Außerdem stehen wir vor der auffälligen, aber durch die Thatfachen belegten Erscheinung, daß die Frauen menschenleere Gebiete wenig anlocken, zu denen ja die Polarzonen und das Innere Australiens in erster Linie zu rechnen sind.

Dagegen giebt es mehrere weibliche Asienreisende, von denen die Engländerin Frau Bishop unter ihrem Mädchennamen Isabella Bird auch bei uns zu Lande in weiteren Kreisen wohl bekannt sein dürfte. Ihre Reisen umfassen einen großen Theil Asiens und ihre Werke sind zum theil ins Deutsche übersezt worden, so die Bücher „Unbetretene Pfade in Japan“ und „Der goldene Chersones“. Die ihnen zugrunde liegenden Reisen im Mikadoreich und auf der malaischen Halbinsel fallen in die letzten dreißiger und die ersten achtziger Jahre. Später hat Frau Bishop Persien und Kurdistan, sowie (1894) Kaschmir und die nächstgelegenen Theile West-Tibets, ferner 1896–97, d. h. im Alter von schon 63 Jahren, das südwestliche China und Korea aufgesucht. Ueber alle diese Reisen hat sie in eigenen Werken berichtet. Die Kritik rühmt ihnen eine Fülle von Mittheilungen über das Völkerleben und allgemein-geographischen Anaaden mannigfacher Art nach, und vor allem konnte Isabella Bishop aus Zentral- und Nordwest-Szechwan, wo ihre Routen bis dahin unbekanntes Gebiet erschließen, über die dortigen unabhängigen Bergstämme viele wichtige Nachrichten geben. — Tibetanischen Boden betrat noch eine andere Engländerin in neuerer Zeit, Fräulein Annie Taylor, eine Missionarin, die in den 90er Jahren von Siningju in Kansu quer durch das wenig bekannte östliche Tibet bis vor die Thore von Thassa vordrang; und ihr, einer Frau, wäre es gewiß geglückt, die geheimnißvolle Hauptstadt des Dalai Lama auch zu betreten und damit eine Aufgabe zu lösen, an der die glänzendsten Erforscher Zentralasiens gescheitert waren — hätte sie im letzten Augenblick nicht doch die Furcht zur Umkehr veranlaßt. Leider war Annie Taylor wissenschaftlich nicht genügend vorgebildet, so daß der kühne Zug der mit Sprache und Sitten der Tibetaner aufs beste vertrauten Dame, die waghalsigste Reise, die eine Frau je unternommen, in rein geographischer Beziehung ergebnislos war, während man in ihrem Werkchen „Pioneering in Tibet“ über einzelne tibetanische Völkerschaften doch manches Neue erfährt. — In wenig bekannten Theilen Hinterindiens bewegen sich die Reisen der Französin Frau Massieu 1896–97. Sie durchquerte u. a. die Halbinsel von West nach Ost, von Mandalay nach Hue, und kam dabei durch die birmanischen und siamesischen Schanstaaten am mittleren Mekong, die schwer zugänglich sind, und über die wir noch wenig wissen, sowie durch die Laosgebiete Annams. Im übrigen besuchte Frau Massieu Oberbirma, Tonkin, und die angrenzende chinesische Provinz Kwangsi, den Yangtsekiang, Yesso, Korea, die Mongolei, Sibirien und Russisch-Zentralasien, doch hat für diese Länder ihre Reise nicht mehr den Charakter eines Forschungszuges. Frau Massieus Forschungen kommen in erster Reihe ebenfalls der Völkerkunde zu Gute.

Auch die Erforschungsgeschichte Afrikas kennt die Namen mehrerer Frauen. Vor allem ist da die Holländerin Alexandrine Tinné zu nennen, die auf dem heißen Felde der Afrikaforschung den Märtyrertod für die Wissenschaft erlitt. Alexandrine Tinné unternahm 1862–63 mit ihrer Mutter und ihrer Tante Reisen ins Gebiet des oberen Weißen Nil und des Gazellenflusses, zum theil in Gemeinschaft mit dem deutschen Forscher Theodor von Heuglin, und dann, nachdem die beiden älteren Damen in Chartum dem Klima erlegen waren, im Januar 1869 einen Vorstoß von Tripolis nach Ghât, der sie durch das Land der gefürchteten Tuareg nach

Timbuktu, vielleicht auch zum Tschadsee führen sollte. Sie wurde indessen in Ghât von den Leuten Bu-Bekr, eines Unterhäuptlings der Abdger-Tuareg ermordet, die in den Wassertisten der Reisenden Schätze vermuteten. Fräulein Tinné stand unter dem Schutze des Emirs der Abdger-Tuareg, doch hatte dieser damals schon so viel an Einfluß auf seinen Stamm verloren, daß Bu-Bekr den Mord ungestraft wagen konnte. Von wissenschaftlicher Bedeutung ist Fräulein Tinnés Reise nach dem Gazellenfluß gewesen, wie sich aus ihren eigenen Berichten und dem Werke von Heuglins ergibt. — Neben Alexandrine Tinné wird vor allem die im Juni v. J. in Simonstown (Südafrika) verstorbene Engländerin Fräulein Mary Kingsley als weiblicher Afrikaforscher mit Ehren genannt. Mary Kingsley ging im Jahre 1893 nach Westafrika und besuchte u. a. Sierra Leone, die Goldküste, Kamerun (wo sie den „Götterberg“ bestieg), Fernando Po, Corisco und das Ogowegebiet, und auf einer zweiten Reise 1896 vor allem das Nigerdelta mit Benin und den Old-Calabarfluß. Muthig und vor Strapazen nicht zurückschreckend, kam sie auf dieser letzten Reise in noch wenig erforschte Gegenden, und darum bedauern es die Geographen, daß sie der Routenaufnahme nicht dieselbe Aufmerksamkeit geschenkt hat, wie ihren ethnographischen und zoologischen Forschungen. Auf diesem Gebiet aber hat Mary Kingsley viel geleistet, und so hat die Fachkritik ihre beiden umfangreichen Reiseberichte, die zwar etwas weitschweifig sind, aber zahlreiche Mittheilungen über Negeraberglauben, Fetischverehrung, Rechtsanschauungen, Heilkunst u. s. w. enthalten, nicht allein deshalb lobend anerkannt, weil sie von einer Dame geschrieben sind. Fräulein Kingsley hat ein Alter von nur 40 Jahren erreicht. — Außerdem erwähnen wir noch aus neuerer Zeit die Damen von Schablewsky, Pommerol und Caddick. Elsa von Schablewsky hielt sich 1896 im nördlichen Marokko auf und hat eine gute und willkommene Schilderung des dortigen Frauenlebens gegeben, während Frau Pommerol, eine französische Romanschriftstellerin, 1898–99 in die algerische Wüste vorgebrungen war und ebenfalls viel über die Frauen der dortigen Bevölkerung hat mittheilen können. Helene Caddick endlich reiste 1898 über die Sambesimündung und den Nyassa zum Tanganika und weiß in ihrem Reisebericht von den Stämmen jener Gegend gleicherweise mancherlei zu erzählen, was eben nur eine Frau zu beobachten vermag.

Einer fürstlichen Reisenden begegnen wir schließlich in Südamerika, der bekannten Prinzessin Therese von Baiern, deren schönes Werk „Meine Reise in die brasilianischen Tropen“ (1897) mit vollem Recht als eins der gehaltvollsten Bücher über Südamerika bezeichnet worden ist. Die Expedition, an deren Spitze die Prinzessin stand, besuchte 1888 den Amazonasstrom und Rio Negro, sowie die brasilianischen Küstengebiete. Ihr Zweck war vor allem das Studium der Flora und Fauna, und die Bearbeitung der reichhaltigen Sammlungen ist ausschließlich das Werk der fürstlichen Dame selber und das Ergebnis einer jahrelangen Beschäftigung damit; außerdem hat die Prinzessin in ihrer Schilderung auch der indianischen Bevölkerung besondere Aufmerksamkeit geschenkt.

Wir haben in diesem Ueberblick nur solche Frauen erwähnt, die selbständige Forschungen vorgenommen oder eigene Expeditionen geleitet haben. Viel größer ist jedoch die Zahl derer, die ihre Gatten auf deren Forschungsreisen getreu begleitet und mit ihnen die Gefahren wie die Arbeit und die Erfolge getheilt haben. Einige von ihnen seien hier zum Schluß noch genannt: Frau Blunt begleitete ihren Gatten nach Nord- und Zentralarabien und beschrieb diese Reisen auch; Frau Dieulafoy nahm an den archäologischen Forschungen ihres Mannes in Persien theil und war Mitverfasserin des wissenschaftlichen Berichts darüber; die Afrikaforscher Livingstone und Baker hatten sich auf ihren Wanderungen der Gegenwart ihrer Frauen zu erfreuen, Frau Professor Selzer begleitete ihren Gemahl auf seinen Forschungsreisen in Mexico und Zentralamerika und gab darüber auch ein werthvolles Werk heraus, und Frau Peary ließ es sich nicht nehmen, ihrem Gatten, dem großen amerikanischen Polarforscher, in die Eiswüsten des polaren Amerika zu folgen und

ihn auf seinen Schlittenreisen und in seinen Beobachtungen während der langen Winternacht wacker zu unterstützen. Auch darin liegt gewiß viel Heroismus, und die Wissenschaft wird auch diesen Frauen um so weniger ihre Anerkennung versagen, als in ihrer Begleitung gewiß ein hervorragendes Moment für das Gelingen der Arbeiten des Mannes begründet ist.

(Nachdruck verboten.)

„Aufgeführt!“

Eine ullige Geschichte von Joseph Buchhorn-Eberfeld.

Es klopfte.

„Herein!“

Die Thürklinke knackte; ärgerlich tönte es von draußen:

„Ja, zum Kukuck, — schließ doch auf, wie soll man —“

Ein Stuhl flog zurück, rasche Schritte näherten sich dem Eingange, ein Ruck und —

„Heil, Kleiner! Wo steckst Du denn eigentlich?“

„Grüß Gott, Walbemar, — — ich — aber so komm' doch herein —“

Der andere trat in die Stube und sah sich neugierig um. Auf dem Tische und auf dem Boden verstreute Notenblätter; auf einem Stuhle eine Reihe von Ausgaben Mendelssohnscher, Schumannscher, Schubertscher, Lassenscher u. a. Vieder.

„Du, was soll das da bedeuten?“

„Gott, Mensch, frag' doch nicht so viel, und vor allem, frag' nicht so eingehend — — ich will Dir ja alles peu à peu erklären. — Ein Schnaps gefällig?“

„Der damit! Der scheint in Vorahnung kommender Ereignisse dringend noth zu thun.“ . . . Er trank. . . „Also, lieber, bester Freund, laß Dir sagen, daß ich Dir im Namen der gesamten Tafelrunde des „Blutigen Knochens“ das lebhafteste Mißfallen über Dein hartnäckiges Schweigen, Dein konsequentes Nichterscheinen an den Klubabenden, Vorträgen usw. auszudrücken habe. . . . Bist Du denn so wahnsinnig verliebt, daß Du für niemand mehr zu erreichen bist?“

„Friends, Romans, Countrymen,

Lend me your ears!“

rief er pathetisch.

„He was my friend!

Du, — Dichterbauptling — heißt's nicht so oder so ähnlich? Sprich und erleichtere Dem Herz, „zu zweien trägt sie sich leichter, die drückende, schwere Last“ — das ist das neueste Zitat aus meinem bisher noch ungeschriebenen Drama Leonidas — oder — Ein Maskenball auf dem Olymp . . .“

„Menschenskind,“ versuchte der andere den Wortschwall zu dämmen; „halte doch einen Moment inne. Du bringst mich ja um —“

„So grüß' den Tartarus und sag', ich käme wieder,“ trällerte der.

„Nein, im Ernst; ich bitte Dich, sei einen Augenblick still —“

„Still wie die Nacht, tief wie das Meer, soll Deine Liebe sein.“

„Ja, ja, ja; Du hast's errathen — — die Liebe —“

„— ist mein Leben; ihr gehört —“

„Walbemar,“ beschwor der andere, „ich bitte Dich —“

„Nun wohl,“ erwiderte der Zitatensfrohe, „ich sehe schon, Dir fehlt heute jeder höhere Gesichtspunkt. Gib mir noch einen Schnaps und eine Zigarette, und ich werde mich in meines Nichts durchbohrendem Gefühle —“

„Also: ich bin verliebt; ich bin sogar so gut wie verlobt —“

„Verlobt?“ Das ging selbst dem Nebegewandten über des Begreifens Höhe — und erst nach einem Moment hilflosester Ueber- raschung begann er:

„Du Ring an meinem Finger,

Mein goldenes Ringelein — —

Du — bist — verlobt?“

„Noch nicht ganz; erst wenn im Stadttheater eine Oper von mir aufgeführt wird —“

„Ja, erlaube mal, seit wann bist Du denn auch Komponist? — — — Ich dachte, Du wärest nur ein simpler Poet —“

„Nur —?“

„Nenenene, Hans; mach' kein so'n beleidigtes Gesicht — is ja alles nich so schlimm gemeint. . . . Aber, verzeihe — Du siehst, ich rede jetzt ohne allen Scherz — hast Du denn auch Talent zum Komponiren?“

„Nein — das ist's ja eben —“

„Ja, Du mußt schon entschuldigen — aber — —“ er stand auf und fühlte des anderen Puls: „eins, zwei, drei, vier, — — aber, dann weiß ich nicht, weshalb Du noch hier unbeaufsichtigt herumläufst?“

„Was soll denn das nur wieder?“

„Mensch, erlaube mal — ich als Jurist habe immerhin eine kleine Ahnung von Logik, und ich benutze die, wo's angängig ist, allemal. Ich kann's mir aber in hoc casu mit dem besten Willen nicht zusammenreimen, weshalb ein Mensch, der ein guter, gelesehener Schriftsteller ist, der absolut kein Talent zum Komponisten in sich verspürt, eine Oper deichseln muß. Nur um sich zu verloben —? Schreib doch ein Drama — —“

„Lieber Freund, ich will ja gar keine Oper schreiben. Aber mein zukünftiger Schwiegervater —“

„Wer ist denn das eigentlich?“

„Der pensionirte Musikdirektor Gram —“

„Ah — und Eveline ist Deine Erwählte. Kreuzmohren- undgranaten — — da gratulire ich. . . . Donnerwetter, Mensch, den Geschmack hätte ich Dir, weiß Gott, nicht zugetraut — —“

„Du bist ja heute von einer verblüffenden Offenheit — —“

„Na, laß nur . . . die „Fülle der Gesichte!“ . . . Also dieser Schwiegervater —“

„— will nur dem die Hand seiner Tochter überlassen, der ein aufgeführter Musiker ist . . .“

„Grund?“

„Den ahne ich nur.“

„Und?“

„Weil er als Opernkomponist selbst nie aufgeführt wurde . . .“

„Aha — also 'ne ganz gewöhnliche, dumme Marotte?“

„Ja, ja; leider aber eine fest eingerostete . . . Ich habe verschiedentlich — was thut man nicht alles einem herzigen Mädchen zuhebe? — an seinen Quartettabenden mitgespielt, zweite Geige natürlich — und wie? Na, und er hat mir weismachen wollen, ich wäre ein musikalisches Talent; ich hätte als solches eine Zukunft und Gott weiß was . . .“

„Also Entdeckerwahnsinn? Schon schlimmer . . . Na — und Du komponirst nun —?“

„Auf Tod und Leben!“

„Da wird was Schönes herauskommen!“

„Mir ganz gleich —“

„Ja, aber wer soll das aufführen?“

„Das ist mir allerdings auch nicht recht klar!“

Beide schwiegen.

Nach einer Weile erhob sich der junge Jurist zu seiner ganzen Größe, spülte noch einen Schnaps herunter, zündete sich eine frische Zigarette an und stellte sich vor den geknickten Pseudokomponisten:

„Du wirst aufgeführt — ich garantire dafür!“

„Du —?“

„Sawohl. Ich, Waldemar Raden, Königl. preußischer Refe-
rendar, Vorsitzender der Tafelrunde zum „Blutigen Knochen“,
Mitglied des Vereins gegen Gläubiger=Glend und Mahnerei, ich
verspreche Dir: Du wirst aufgeführt . . . Das „wie“ ist meine
Sache!“

Sprach's und verschwand.

* * *

Am anderen Morgen lasen die Bewohner Muckelheims im
„Muckelheimer Kreis- und Intelligenzblatt“, daß der beliebte Schrift-
steller Hans Matthieu an einer Oper komponire, die den Titel trage
„Der tanzende Sophokles“.

Diese Notiz stand zwischen zwei anderen Nachrichten, die von
einem eingefangenen Gauner und einem Redaktionsmailäfer handelten,
im „Lokalen Theil“ . . .

Am demselben Tage brachten die dem „Muckelheimer Kreis-
und Intelligenzblatt“ spinnefeindlichen, nachmittags erscheinenden
„Muckelheimer Tägliche Posten“ an der Spitze des „Dertlichen“
eine gesperrt gedruckte Notiz, die also lautete:

Eine neue Oper.

Daß unsere Kollegin, die Muckelheimer Intelligenz, alles besser
wissen will, als andere Leute, ist zur Genüge bekannt, daß sie sich
in diesem Bestreben, alles „besser zu wissen“, meistens blamirt
hat, ist ebenfalls bekannt; daß sie sich aber heute Morgen über die
Maßen festgelegt hat, dürfte noch nicht bekannt sein. Unser beliebter
vaterstädtischer Schriftsteller, der auch von uns als hochgeschätzter
Mitarbeiter verehrte Herr Hans Matthieu soll dem „R. und J.“
zufolge eine Oper komponiren, die „Der tanzende Sophokles“ über-
schrieben ist. Ist es an und für sich schon unsehr, noch nicht völlig
zum Reifen gebrachte Pläne eines produktiv thätigen Menschen an
die Öffentlichkeit zu tragen, so ist es erst recht zu verdammen, falsche
Nachrichten über das Schaffen eines Künstlers zu verbreiten.

Wie wir von einer dem Dichter nahestehenden Persönlichkeit
erfahren, ist er mit der Komposition eines Liederspiels beschäftigt.
Wir werden auf diese Angelegenheit in den nächsten Tagen zurück-
kommen.

Zwei Tage schwieg die Intelligenz. Dann aber legte sie sich
ins Zeug und bewies in einem an der Spitze des „Lokalen Theiles“
stehenden fett gedruckten Artikel, daß nur elender Konkurrenzneid
die „Täglichen Posten“ zu einem so blöden Ausfall hätte verleiten
können, daß sie nach wie vor ihre Angaben aufrecht erhielt, und daß
sie es nur bedaure, den Namen eines ihr so werthen Mannes in
die unerquickliche Debatte gezogen zu sehen.

Wie immer bei solchen Preßfehden — die abseits standen und
als unbeteiligte Unparteiische dem Kampfe zuschauten, freuten sich
über den angenehmen Zeitvertreib. Nutzen hatte nur einer, der über
die Zeitungsdebatte höchlichst erstaunte Hans. Sein Name war in
aller Munde. Täglich liefen Anfragen ein, wann er die Komposition
seiner Oper oder seines Liederspiels beendet habe, wann und wo
das Werk aufgeführt würde und dgl. m. Ja, ein besonders begeisterter
Berehrer ließ sich im „Sprechsaal“ der „Muckelheimer Täglichen
Posten“ also vernehmen:

An die Direktion des Stadttheaters
Muckelheim.

Ein Verehrer der Matthieu'schen Muse erlaubt sich anzu-
fragen, ob das „Liederspiel“ des beliebten Dichters in Muckelheim
seine Erstaufführung erlebt? Im Interesse eines gesunden Lokal-
patriotismus wäre die Erfüllung dieser Hoffnung zu wünschen.

Civis.

Und im „Muckelheimer Kreis- und Intelligenzblatt“ nahm ein
alter Philologe das Wort zu einer kurzen Abhandlung:

Ueber den Titel des neuen Werkes von Hans Matthieu „Der
tanzende Sophokles“, was den „Täglichen Posten“ zu einer Reihe
von boshaften Randglossen Veranlassung gab, die von der Intelligenz
prompt erwidert wurden. . . .

Hin und her tobte der Streit. . . .

Hans wußte nicht ein noch aus. Was sollte er machen?
Waldemar, der ihn in dieser Zeit nur hin und wieder und
dann auch nur auf kurze Zeit besuchte, zitierte mehr als je; aus ihm
war kein vernünftiges Wort herauszubringen.

„Du wirst aufgeführt — und Eveline wird Deine Braut.
Nur noch ein wenig Geduld!“

* * *

Es war eines Morgens gegen 11 Uhr.

Hans saß, eine Zigarrette qualmend, vor dem Stoß Mendels-
sohn'scher, Schumann'scher, Schubert'scher, Raff'scher u. a. Lieder
und starrte trübinnig auf die schwarzen Notenköpfe, die ihm höhnnisch
aus dem Fünfliniensystem zugrinsten. . . .

Eveline hatte ihm einen lieben Brief geschrieben, „daß der
Vater sich unendlich über den steigenden Künstlereruhm des von ihm
stets als musikalisch talentirt angesehenen Herrn Hans freue, daß
sie selber aber nicht wisse, was aus all dem Ull werde: soll. Wie
dem schließlich auch wäre, sie blieb bis in den Tod seine nur ihn
liebende Evi“.

Diese Meditationen wurden durch ein energisches Klopfen
unterbrochen; da nicht sogleich eine Einladung zum Eintreten er-
folgte, öffnete sich die Thür auch ohne diese, und herein trat der
Beherrscher des Muckelheimer Musentempels, eine wohlgenährte
Gestalt mit einem pfißigen Komikergesicht; im Knopfloch des faden-
scheinigen Gehrocks ein schmales Ordensbändchen von undefinirbarer
Farbe.

„Komme zu Ihnen, da Sie nicht zu mir kommen, Herr Doktor.
Morgen; wie geht's?“

Hans holte Zigarretten und Gläser und goß den grünlich-gelben
Chartreuse ein, den ihm sein Freund, der Apotheker Langenbach,
ein Genosse vom „Blutigen Knochen“, lieferte; sie rauchten und
tranken, und — begannen, nachdem das Wetter abgehaspelt war,
von der Oper zu reden. . . .

„Muß das Dings haben,“ meinte der Direktor, „ob was dran
ist oder nicht, is ganz gleich. Sind schon so viele Vorbestellungen
eingegangen, daß mein Theater für drei Abende besetzt ist —“

„Ja, aber —“

„Nix da, lieber Dichter; kein aber. Nehme Ihr Opus so
wie's ist. . . .“

Hans befand sich in einer verzweifelten Situation; er wußte
nicht „hot“ noch „hü“ zu sagen.

Zum Glück kam Waldemar.

Der brachte die Sache in Schwingung — und nach einer halben
Stunde verließ der Direktor, behäbig schmunzelnd, den Matthieu'schen
Barnaß.

* * *

Am Nachmittage erhielt Hans eine Notiz aus dem Theater-
bureau; kurz, aber inhaltsreich:

Lieber Herr Matthieu,

Ihr Werk ist angenommen.

Herzlich der Ihre

Marzmann,

Direktor des Muckelheimer Theaters.

Am Abend wurde beim pensionirten Musikdirektor Gram-
tütichig gefeiert, Hans und Eveline schwammen in Wonne, und am
anderen Tage lasen die erstaunten Bewohner Muckelheims im
„Kreis- und Intelligenzblatt“ und in den „Täglichen Posten“ die
inhaltschwere Kunde:

Eveline Gram

Hans Matthieu

Verlobte.

Beide Zeitungen begleiteten die Anzeige, die eine im „Lokalen
Theil,“ die andere im „Dertlichen,“ mit den „herzlichsten Glück-
und Segenswünschen.“

* * *

Drei Wochen später kündeten die feindlichen Brüder gleichzeitig die Erstausführung des neuen Werkes von dem „beliebten, heimischen Dichterkomponisten Hans Matthieu“ an, nicht ohne sich aufs neue in die Haare zu fassen. In diesen Notizen war viel von „journalistischem Spürtalent“ und „unfeiner Konkurrenz“ die Rede; die „täglichen Posten“ schlossen ihren Hinweis mit dem nicht mehr ganz neuen Gedanken, „Wer zuletzt lacht, lacht am besten,“ während das „Kreis- und Intelligenzblatt“ sich mit der kurzen Apostrophe begnügte „Nous verrons!“

Der Abend kam. . . .

Das Theater war gedrängt voll. . .

Um 1/8 Uhr sollte die Vorstellung beginnen; um 1/4 Uhr trat der Direktor vor die Rampe und verkündete dem „geehrten Publikum von Muckelheim und Umgebung,“ daß infolge plötzlich eingetretener Indisposition des ersten Bassisten die beabsichtigte Aufführung zwar ausfallen, daß aber dafür aus der Feder desselben Verfassers ein Lustspiel gegeben werden würde, das aufs neue von dem tüchtigen Können des allgemein geschätzten Poeten Zeugniß ablegen dürfte. . .

Die Muckelheimer waren's zufrieden. Das Stück hatte einen Bombenerfolg und wurde in der Folgezeit ein „Repertoire- und Massenstück“ des Muckelheimer Theaters. . . .

Der Bassist blieb vorläufig krank — und nach etlichen Wochen fragte kein Mensch mehr nach dem noch in Aussicht stehenden Werke. . .

Der Musikdirektor lachte selber über den ihm gespielten Streich, und gab den Liebenden die erbetene Einwilligung auch ohne aufgeführte Oper; am Ende: „aufgeführt“ war der Hans ja, wenn auch nur durch ein Lustspiel. . .

Waldemar trug sich eine Zeit lang mit dem Gedanken, zum Journalismus überzugehen; da er sich aber nicht entscheiden konnte, ob er zu den „Muckelheimer täglichen Posten“ oder dem „Muckelheimer Kreis- und Intelligenzblatt“ gehen sollte, blieb er fürs erste Referendar.

Die „Täglichen Posten“ und die „Intelligenz“ sind heute noch dieselben geschworenen Feinde wie damals, obgleich keine von beiden auf die Oper oder das Liebespiel zurückgegriffen hat.

(Nachdruck verboten.)

Räthselecke. Bilderräthsel.



Ergänzungsräthsel.

- H . . . e bekannter Dichter.
 - L e . . . Fluß in Asien.
 - I . . . e Kranke.
 - . . . u s Thierchen.
 - P a . . . Rechtsverhältnis.
 - . . . e Körperteil.
 - . . . s e n moderner Forschungsreisender.
 - O r . . . kaufmännischer und militärischer Ausdruck.
- Statt der Punkte sind Buchstaben zu setzen, sodasß Wörter von der beigefügten Bedeutung entstehen. Die ergänzten Buchstaben ergeben im Zusammenhang ein bekanntes Sprichwort.

Zifferblatträthsel.

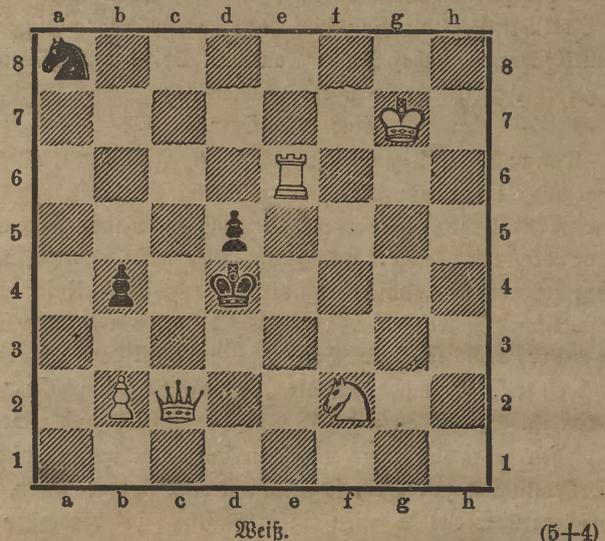
I II III IV V VI VII VIII IX X XI XII

Statt der Ziffern des Ziffernblattes sind die Buchstaben A, DD, EEEE, L, NN, LL, R derart zu setzen, daß die Zeiger bei ihrer Umdrehung folgende Wörter bezeichnen:

- 1—5 unentbehrliches kleines Werkzeug.
- 2—5 Stand.
- 2—6 weiblicher Vorname.
- 4—7 nordisches Thier.
- 4—8 trauriger Zustand.
- 5—9 Theil des Körpers.
- 6—9 das Letzte.
- 8—10 Artikel.
- 9—10 Fürwort.
- 9—12 Baum.
- 11—2 Fluß in Asien.

Schachaufgabe.

Von F. Healy, London (Era Turnier).



Weiß.
Weiß zieht an und setzt mit dem 3. Zuge matt. (5+4)

Auflösung des Bilderräthfels.

Uberglaube.

Auflösung des Anagramms.

Wange, Wagen.

Auflösung des Zifferblatträthfels.

I II III IV V VI VII VIII IX X XI XII

B A S E L M A R E S E L

Basel, Basel, Selma, Elm, Elmar, Ar, Ares, Esel, Selb, Elba.

Auflösung des Silbenräthfels.

Wallenstein, Operette, Helsingfors, Leierkasten, Tyrannet, Hafenplatz, Unstrut, Namenszug, Balkan, Keiterei.

Die Anfangs- und Endbuchstaben ergeben: Wohlthum bringt Zinsen.

Auflösung der Skataufgabe.

Kartenvertheilung:

- B. a, cB, aK; bK; cA, 8, 7; dK, D, 8.
- M. b, dB, aA, 10, D, 9, 8, 7; b9, cD.
- G. b10, D, 8, 7; c10, K, 9; d10, 9, 7.
- Stat: bA, dA.

Spiel:

- 1. B. cA, cD, o10 (-24).
- 2. B. bK, b9, b10 (-14).
- 3. G. bD, o7, a7.
- 4. M. bB, cK, aB (-8).
- 5. B. dD, aA, d7.
- 6. M. dB, d10, cB (-14).

Hiermit haben die Gegner 60. Wenn der Spieler seine Fingern nicht vorsetzt, geht auf aK noch ein dritter Trumpfstich ab.

Richtige Lösungen gingen ein von: Erna Schmidt, Erich und Margarete Gabler, Zacharias, Robert Wolf, Richard Stengel, Richard Bergmann, O. und E. Schmidt, Adolf und Joachim Leby, Hans Kühl, Bromberg.